



Spitzenschwimmerin Michalak

BRITTA PEDERSEN / PICTURE ALLIANCE / DPA

SCHWIMMEN

„Jeder glaubt an den anderen“

Die deutsche Meisterin Theresa Michalak, 21, über ihr Stipendium an der University of Florida in Gainesville und Training bis zum Brechreiz



PICTURE ALLIANCE / DPA

SPIEGEL: Sie wechselten im Januar von Ihrer Trainingsgruppe in Halle in die USA. Was zog Sie dorthin?

Michalak: Ich war frustriert, klebte seit Jahren auf der Stelle. Für das viele Training kam bei den Wettkämpfen zu wenig heraus. Bei der Weltmeisterschaft 2013 in Barcelona schied ich über 200 Meter Lagen

im Vorlauf aus. Da merkte ich: Du musst jetzt etwas verändern.

SPIEGEL: Was läuft in Florida anders?

Michalak: Das Training ist härter. Ich habe drei Einheiten am Tag, es geht um fünf Uhr morgens los. Wir müssen zwei Kilometer einschwimmen, und wenn jemand einen Fehler macht, sagt der Coach: Okay, alle noch mal zwei Kilometer einschwimmen. Manchmal tragen wir Gürtel, mit denen wir

15 Kilogramm schwere Gewichte durchs Wasser ziehen. Doch keiner meckert, niemand sagt: Ich kann nicht mehr. Wenn du am Beckenrand hängst und dich fast übergeben musst, kommen andere Schwimmer und feuern dich an.

SPIEGEL: Sie trainieren bei Gregg Troy, dem Coach von Olympiasieger Ryan Lochte. Was bringt er Ihnen bei?

Michalak: Dass Schwimmen auch ein Mannschaftssport ist. Ich trainiere mit Athleten aus Uruguay, China und Island, und jeder glaubt an den anderen. Der Langsamste in der Gruppe wird immer am meisten angefeuert. In Deutschland waren alle froh, wenn jemand aus der Gruppe langsam schwamm, denn dann konnte man selbst einen Gang rausnehmen.

SPIEGEL: Auch andere deutsche Schwimmer schafften es zuletzt nicht, beim Saisonhöhepunkt die beste Leistung zu zeigen. Woran liegt das?

Michalak: Ich kann nur für mich sprechen. Mir wurde das Training am Bundesstützpunkt in Halle zu eintönig. Ich schwamm immer dieselben Serien, fuhr jedes Jahr ins gleiche Trainingslager. Im Schwimmen bekommst du ohne Abwechslung schnell den Koller.

BÜCHER

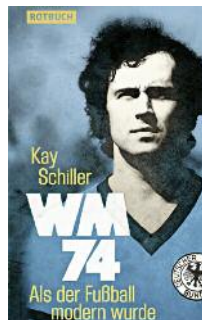
Für Geld und einen Käfer

Bonbons, Bücher, Benzin – die deutschen Fußball-Nationalspieler warben rund um die Weltmeisterschaft 1974 „für so gut wie alles“, schreibt der Historiker Kay Schiller von der Universität in Durham, England. Sein Buch „WM 1974 – Als der Fußball modern wurde“ ist nicht nur ein gut recherchiertes Stück Sportgeschichte, es ist auch das Porträt einer Zeitenwende, einer Ära, in der Fußball zum Produkt, zur lukrativen Ware, zum globalen Medienereignis wurde. Mit der WM in Deutschland lief die Geldmaschine

Fußball an und versetzte Spieler, Ausrüster und Veranstalter erstmals in einen „Goldrausch“, wie Schiller schreibt. Über Fernseh-, Rundfunk- und Filmrechte, Werbung und Souvenirverkäufe generierte die Fifa schon damals knapp die Hälfte ihrer Einnahmen. Im Vergleich zur WM 1970 wurde der Gewinn mit 50 Millionen Mark verdoppelt. Mit der Distanz und Akribie eines Wissenschaftlers erklärt Schiller den „Aufstieg vom billigen Proletensport zum auch von Intellektuellen beschwärmten Kunstprodukt“. Er porträtiert Günter Netzer und Paul Breitner als „mündige und reiche Profis“, die den internationalen Jetset suchten und denen es nicht mehr reichte, „allein

für die Ehre zu spielen“. Genau wie Franz Beckenbauer, der mit der WM über Werbung 1,5 Millionen Mark verdiente. Mit dem DFB handelte die Mannschaft eine Prämie aus: rund 70 000 Mark und einen VW-Käfer. Die Fans konnten sich nicht so schnell an die Turbokommerzialisierung des

Fußballs gewöhnen, nur gut 70 Prozent der Tickets wurden verkauft. „Die Deutschen hielten sich im Sommer 1974 mit dem Jubeln zurück“, schreibt Historiker Schiller. Das Gefeilsche um die WM-Prämie sei bei ihnen schlecht angekommen.



Kay Schiller: „WM 1974 – Als der Fußball modern wurde“. Rotbuch Verlag, Berlin; 192 Seiten; 14,95 Euro.